

Gießener Familienblätter

Unterhaltungsblatt zum Gießener Anzeiger (General-Anzeiger).



Der endlose Weg.

Roman aus Sibirien. Von J. Drenham.

Autorisiert — Nachdruck verboten.

(Fortsetzung.)

14.

Stepan Jline verliert seine beiden Kinder.

Stepan beerdigte Katia auf einem einsamen Platz hoch oben in den Hügeln; niemand als er wußte die Stelle.

Dann begab er sich still zurück nach dem Dorfe, in dem er die Kinder in der Obhut einer Bauernfrau gelassen hatte, nahm die Schlittenkufen unter dem Hause weg und setzte es wieder auf Räder, und zog zwei Tage später trübsinnig davon gen Süden.

Das war ein trauriges Wandern für den Mann, dessen Herz und Sinn stets bei dem einsamen Grab in den Hügeln bei Tschernsk weilten. Mit seinem Weib hatte er das beste Stück seines Lebens begraben. Gleichgültig wanderte er dahin, weil er eben wandern mußte — weil sein Weg ein endloser war. So hatte Paschkin befohlen. Paschkin — ah, ja — Paschkin! Und wenn immer seine Gedanken sich mit Paschkin beschäftigten, so nahm sein Gesicht etwas Hartes und Starres an, und seine Augen glühten wie glimmende Kohlen, die nur eines Windhauches bedürfen, um in Flammen emporzuschlagen.

Noch bedeckte der Schnee die Hügel und selbst die Ebenen waren stellenweise noch nicht schneefrei. Die Straßen waren schlammig und unwegsam, und nur langsam kamen sie vorwärts. Traurig vor sich hinbrütend saß er immer auf dem Sitz, auf dem Katia zu sitzen gepflegt hatte, und Katinka wich nie von seiner Seite, schwägend und plappernd wie ein Papagei, frühlingsfroh und kerngesund. Bald zeigte sie ihrem Vater dies, bald jenes, denn selbst auf schneebedeckten Hügeln und schlammigen Straßen entdeckte ihr scharfes junges Auge interessante Dinge. Ueber ihnen schwang der kleine Stepan in einer Art Hängematte im Türweg und freute sich händeklatschend und lallend über Katinka und die Pferde und die Silberglöckchen und mancherlei Dinge, deren Schönheiten erwachsene Menschen gar nicht hätten ahnen können. Die beiden Kinder wenigstens fanden die Welt noch wunderschön, und es fehlte ihnen an nichts, was äußerliche Bedürfnisse anbetraf.

Manchmal griff Katinka hart in ihres Vaters kaum verharste Lebenswunde mit ihren unschuldigen Fragen — „Wird Mutti heute wiederkommen, Vater?“ fragte sie dann.

„Nein, Kind, heute nicht.“

„Aber ich brauche sie. Wo ist sie hingegangen?“

„Sie ist vorausgegangen, Katinka.“

„Weshalb?“

„Sie mußte es tun, Duschanka.“

„War es der böse Paschkin, der sie schickte?“ — denn für Katinka bedeutete der Name Paschkin alles, was mächtig und böse war.

„Ja, Paschkin war es.“ Rief Stepan dann hervor, und die alten Hassesgluten regten sich in ihm.

„Ein böser Mann — ein sehr böser Mann, dieser Paschkin,“ sagte dann Katinka in ihrer kindlichen Unschuld. „Weshalb tötest du ihn nicht, Vater, wie du die Wölfe getötet hast droben im Schnee?“

„Ah!“

Und Katinka hörte ihn mit den Zähnen knirschen und fürchtete sich einen Augenblick lang vor ihm, denn er sah aus, wie er damals im Wagen ausgefahren hatte nach dem Kampf mit den Wölfen; damals, als er so böse mit ihr gewesen war.

Und mehr als einmal fragte das Kind: „Mutter ist aber sehr weit vorausgegangen. Golen wir sie heute ein, Vater?“

„Nein, heute nicht.“

„Werden wir sie denn je einholen?“

„Ja, Kind, so Gott es will...“

Lange noch erinnerte sich Stepan daran, wie Katinka die ersten Blumen fand in diesem Frühling. Sie fuhren dahin durch den jungen Sonnenschein und Katinka schwatzte wie gewöhnlich, als sie plötzlich aufsprang und aufgeregt von einem Bein auf das andere tanzte.

„Halt, Vater, halt!“ rief sie und Stepan griff sofort in die Hügel. „Gib mir hinunter — ah, die süßen Blumen! Ich muß sie mir holen.“

„Wo denn, Duschanka?“

„Dort!“ rief sie aufgeregt und rannte auf eine schneeige Stelle zu und fiel auf die Knie nieder und küßte in wildem Entzücken ein Fleckchen mit winzigen blauen Blumen, die ihre scharfen Augen vom Wagen aus erpäht hatten.

Wieder und wieder küßte sie den Fleck. „Sie sind wie Mutters Augen, Vater — —“ und sie waren wirklich von wunderschönem tiefen Blau. In ihrer Freude wunderte sie sich ein wenig, weshalb wohl ihres Vaters Augen so feucht schimmerten, als er ihr half, die Blumen zu pflücken. Den ganzen Nachmittag hindurch ließ sie die Blumen nicht aus der Hand und abends ging sie zu Bett mit ihnen...

Ihr Vater war die Sanftmut selbst zu ihr und tat sein Bestes. An den einsamen langen Abenden im Haus auf Rädern troch sie oft verstohlen aus ihrem Bettchen und schlich sich in seine Arme. Dann küßte er sie weich und zärtlich, aber mit traurigen Augen. Sein Herz hing an den Kindern. Doch Katia konnten sie ihm nicht ersetzen, noch er ihnen die Mutter.

Der Frühling brachte einen Gast in das Haus auf Rädern.

Eines Tages schritt Stepan neben seinen Pferden einen steilen Hügelweg hinan, das Haupt geneigt, in traurigen Gedanken versunken. Katia sprang umher, nach Blumen suchend, schwägend. Plötzlich, als sie über den Weg sprang, stieß sie einen Schrei aus:

„Halt, Vater, halt! Sieh doch den kleinen weißen Bruder aus dem Wald!“

Und Stepan hielt die Pferde an, gerade noch, ehe sie über eine winzige weiße Gule hinwegschritten, die mitten auf der Straße hochte und mit ernsthaften Augen dem Wagen entgegenstarrte, ohne sich zu rühren. Das Tierchen war offenbar verletzt und wie betäubt. Welche Familienkatastrophe es aus dem Mutternest auf die Straße geschleudert hatte, konnten Stepan und Katinka nicht ahnen, aber soviel war zu sehen, daß das Eulentind höchst unglücklich war und entschieden nicht für sich selbst sorgen konnte.

„Lebt es, Vater?“ rief Katinka, als er das weiße weiße Bündel aufhob. „Ja, es lebt, denn seine Augen bewegen sich. Welch große Augen der kleine weiße Bruder hat!“

„Er hat sich weh getan, glaube ich, Katinka. Wir wollen es behalten, bis es wieder fliegen kann.“

Den ganzen Tag pflegte Katinka den kleinen weißen Bruder und sang ihm leise allerlei Liedchen vor, damit er sich nicht fürchten sollte, und fütterte ihn mit Stückchen rohen Fleisches, die ihr der Vater gab, höchst verwundert über die merkwürdige Tatsache, daß der kleine weiße Bruder rohes Fleisch lieber haben sollte als gekochtes. Während sie so schwappte, bewies jedoch Brüderchen Gule, daß rohes Fleisch ganz nach seinem Geschmack war und sein Appetit lange nicht so gelitten hatte wie sein zerzaustes Federkleid. Er schien sich sehr wohl zu fühlen in der Gefangenschaft und sich gar nicht nach der Freiheit zu sehnen. Solche Pflege, solche Liebenswürdigkeit, solch angenehme warme Wohnung, solch köstlichen Bissen, die einem in den Schnabel gesteckt wurden, ohne daß man sich im geringsten um sie plagen brauchte, fanden junge Eulen nicht jeden Tag in der Woche! Der kleine weiße Bruder aus dem Wald zeigte die Weisheit, die seiner Art eigen ist, indem er die Situation mit philosophischer Gelassenheit hinnahm.

So überirdisch weise und klug sah er manchmal aus, daß Katinka manchmal lachte, bis ihr die Tränen in die Augen kamen, und sogar in Stepan's ernstes Gesicht kam ein Lächeln, wenn er die großen gravitätischen Augen bewegungslos auf sich gerichtet fand, als wollten sie tief hineinblicken in sein Inneres. Katinka schwappte stundenlang mit ihm. Antwortete er nicht, so war er wenigstens ein ausgezeichnete Zuhörer. Nachts schlief er auf einem Querbalken oben an der Decke und wenn die Bauern in den Wagen hineinguckten und ihn da oben sitzen sahen, sagten sie:

„Was du für sonderbare Dinge hast, Stepan Zwanowitsch! Man könnte beinahe meinen, die kleine weiße Gule da sei lebendig!“

Als Bruder Gule wieder ganz gesund war, machte er gelegentliche kleine Spazierflüge. Der erste dieser Flüge sagte Katinka großen Schrecken ein. Der Rastplatz war erreicht und Stepan hatte ein Feuer angezündet. Schon war der große schwarze Kessel am Kochen und Klein-Stepan räkelte sich fröhlich lallend in der Nähe des Feuers, als Bruder Gule auf einmal — er war in der Nähe auf einem Busch gefressen und hatte zugeguckt — mit den Flügeln schlug und schweigend nach dem Wald zu absegelte.

„Vater! Der kleine weiße Bruder ist fort!“ schrie Katinka entsetzt. „Er ist in den Wald geflogen. Oh, was sollen wir tun?“ und sie weinte zum Herzerbrechen.

„Du möchtest aber den weißen Bruder doch nicht gegen seinen Willen behalten, Katinka?“

„A — nein, aber ich hab ihn so lieb gehabt...“

Spät abends jedoch, als sie mit ihrem Kummer im Bettchen lag und der Schlaf so gar nicht kommen wollte, hörte sie auf einmal leises Flügelrauschen und Plattern bei der offenen Türe und dann das wohlbekannte Kräzen der kleinen Krallen und Bruder Gule kletterte in philosophischer Ruhe auf seinen Balken.

„Er ist wieder da!“ schrie sie entzückt.

Ein sehr weiser Vogel also, der noch oft spazierenflog, aber immer wieder dahin zurückkehrte, wo es ihm so ausgezeichnet ging. Die Menschen sind manchmal nicht so klug.

Baby Stepan war noch viel zu klein, um den Verlust der Mutter zu empfinden. Solange sein dickes, kleines Bäuchlein zu gerade richtiger Prallheit gefüllt war und er in Schlaf gewiegt wurde, wenn es ihn danach gelüstete, und glitzernde und klingende Dinge sehen und hören konnte, wenn er wachte, war er sehr glücklich und zufrieden.

Für den Mann jedoch, der ganze Nächte auf Knie draußen beim Lagerfeuer und in die glimmende Asche starrte, wenn die Kinder schliefen, war wenig Glück im Leben übrig geblieben. Für die Kinder war er dem Schicksal dankbar und ihnen gehörte seine Liebe und seine Sorge. Doch Katia konnten sie ihm nicht ersetzen.

So war eine furchtbare Lücke in seinem Leben, die er mit dumpfem Hinbrüten ausfüllte. Immer war es ein Mann, auf den sich seine Gedanken und sein Hinbrüten konzentrierten — Paschkin — immer Paschkin —. Und dieses Hinbrüten war bitter und schicksalsschwer.

In den Hügeln traf er Peter Krop, und die beiden Männer durchwachten zusammen eine lange Nacht bei der glimmenden Glut eines Lagerfeuers. Sie sprachen freilich nur wenig miteinander. Denn vor vielen Jahren war Peter Krop selbst durch den langen, dunklen Gang der Sorge und des Leids gewandelt, und er wußte nur zu gut, daß Worte und Reden da nicht helfen konnten.

Erst als sie sich wieder trennten, um ein jeder seinen eigenen Weg zu gehen, sagte er bedeutungsvoll zu Stepan: „Bergiß nicht, Stepan Zwanowitsch, daß die Kinder dir geblieben sind! Kinder sind ein Geschenk Gottes!“

„Ich habe es nicht vergessen, Peter Petrowitsch,“ erwiderte Stepan und ging seiner Wege...

(Fortsetzung folgt.)

Ein feindlicher Soldat drei Jahre hinter der deutschen Front.

Von unseren Truppen wurde im Westen ein französischer Soldat gefangen genommen, der sich 3 Jahre lang hinter der deutschen Front aufhielt. Bei seiner Gefangenahme fand man ein Tagebuch, das Feldkriegsgerichtsrat Richter jetzt im Verlag von Otto Elsner in Berlin S 42 veröffentlicht. (Preis 1.50 Mark.) Das Buch schildert nicht nur die aufregenden Erlebnisse dieses Soldaten, sondern bietet auch über das Leben und Treiben der verhassten „Boches“ originelle Betrachtungen, die manchmal für uns lehrreich sind. In seiner ganzen Anlage erhebt sich das Werk über den Durchschnitt der üblichen Kriegsliteratur und wird auch von jenen Leuten gern gelesen werden, die an ihre Lektüre höhere Ansprüche stellen. Mit Genehmigung des Verlages veröffentlicht wir nachstehend aus dem 192 Seiten starken Werke einen Abschnitt.

Januar 1915.

Ich bin immer noch bei Frau Berthe in Sévigny; ich fühle mich hier ganz in Sicherheit; es sind wohl öfters Boches im Dorfe; die flüchten mich und die Kameraden aber nicht; sie halten uns für Leute aus dem Dorfe; ich habe schon mit dem einen oder anderen gesprochen; die Soldaten sind freundlich; sie gehen und kommen, wie wenn sie in ihrer Heimat wären.

Besthin ist hier eine lustige Geschichte passiert; ein Gendarm ist in das Haus Veyrand gekommen und sagte, er müsse eine Hausdurchsuchung machen. Frau Veyrand, mit der der Gendarm sprach, bekam einen großen Schrecken; sie waren im Hause gerade dabei, ein Schwein zu schlachten, und das sollte der Gendarm doch nicht sehen. Frau Veyrand war aber schnell gefaßt, sie sagte, sie wolle ihren Mann rufen lassen. Sie ging hinaus und benachrichtigte ihren Mann. Dieser packte das ganze Schwein, trug es auf ein Bett und deckte es zu; auf einen Tisch daneben legte er ein weißes Tuch und stellte eine brennende Kerze darauf; es sah aus, wie ein Sterbezimmer.

Dann ging Veyrand zu dem Gendarmen und machte ein sehr trauriges Gesicht. Der Gendarm fing mit seinen Leuten die Durchsuchung an; als sie in das Zimmer kamen, wo das Schwein im Bett lag, wurden sie ganz ernst, gingen gleich wieder aus dem Zimmer und verließen auch bald das Haus.

Sie haben sich richtig täuschen lassen und geglaubt, in dem Zimmer liege ein Verstorbenen!

Ich hätte Veyrands hinterher sehen mögen!

In den letzten Tagen sind Evakuierte nach Sévigny gekommen; die Leute wohnten bis vor kurzem in La Tour, dicht hinter dem Büden; die Deutschen haben sie jetzt gezwungen, den Ort zu verlassen; die Leute meinen, die Deutschen hätten Angst zu werden spioniert.

Einer von ihnen hat mir erzählt, daß kurz, bevor sie fortzogen, mit ihrem Pfarrer eine dumme Geschichte passiert ist. Die Deutschen hatten Telephondrähte am Hause des Pfarrers gelegt, und dieser hat ein Stück von dem Draht abgerissen. Das war meiner Ansicht nach dumm von dem Pfarrer; er hätte sich denken können, daß das leicht herauskommt. — Der Pfarrer ist vor ein Kriegsgericht gekommen und streng bestraft worden.

Die Leute von La Tour haben eine beschwerliche Reise gehabt. Bevor sie hierher kamen, waren sie in Fontaine; dort ist die Kom-

Aus einem Tagebuch.

mandantur, auch für Sévigny. Der Lehrer von La Tour hat mir erzählt, sie seien spät abends bei Kälte und Schnee mit Wagen in Fontaine angekommen; dort hätte man sie auf dem Marktplatz aufgestellt; es seien auch noch Leute von anderen geräumten Gemeinden dabei gewesen; im ganzen mehrere Hundert. Anstatt sie sofort unterzubringen, habe man sie erst lange stehen lassen; der Maire von Fontaine sei immer auf und ab gelaufen, unter Jammern über die vielen Fremden, für die er keinen Platz habe.

Endlich sei ein deutscher Offizier gekommen und habe den Maire angefahren, es sei eine Schande, daß er seine Landleute, vor allem Frauen und Kinder, in der Kälte so herumsehen lasse; wenn er sich noch lange besinne, werde der Kommandant die armen Leute selbst unterbringen und mit dem Hause des Maire anfangen. Das habe geschloffen, alle seien schnell in Scheunen untergebracht worden, und gestern habe die Verteilung der Evakuierten auf die einzelnen Gemeinden stattgefunden. Diese Verteilung sei auch nicht schön gewesen; jeder Maire habe versucht, möglichst viele den anderen Gemeinden zuzuschreiben und selbst möglichst wenig aufzunehmen. Der Kommandant soll gesagt haben, er könne nicht verstehen, daß man Evakuierten gegenüber nicht mehr Herz habe. — Es ist eine Schande, daß die Bodess unserer Leuten erst sagen müssen, wie sie unglückliche Franzosen, die Haus und Hof verloren haben, behandeln müssen. —

Der Unteroffizier Charles hat mich wieder besucht; er wohnt immer noch bei Frau Marcelin in Vigny.

Der Unteroffizier Charles ist mit Helene Marcelin lehnig bei dem Grefrier in Fontaine geblieben. Der Grefrier wohnt im Gemeindefaule im ersten Stock; im Erdgeschoß ist die deutsche Kommandantur.

Der Grefrier hat erzählt, die ersten Deutschen, die gekommen seien, habe man im Orte für Engländer gehalten; der Irrtum sei aber bald aufgeklärt worden. — Der Kommandant in Fontaine ist ein alter Herr; er soll streng sein; er spricht Französisch, aber nur selten. Es sind noch zwei Offiziere bei ihm; einer muß oft den Dolmetscher machen. —

Der Kommandant wohnt bei einem alten Fräulein, das große Angst vor ihm hat; die beiden anderen Offiziere wohnen zusammen in einem kleinen Häuschen, dessen Eigentümer fort ist.

Das Haus war verschloffen; die Offiziere haben den Maire rufen lassen, er solle das Haus aufmachen; er wollte erst nicht; die Offiziere haben gedroht, wenn er nicht aufmache, werde er eingesperrt. Da hat der Maire aufmachen müssen. Er wollte dann fortgehen; die Offiziere haben ihn aber gesagt, da er die Schlüssel des Hauses gehabt hätte, müsse er auch mit in das Haus hineinkommen und als Hausherr sorgen, daß die Einquartierung alles bekomme, was sie nötig habe.

Im Hause waren alle Schränke verschloffen; da hat der Maire einen Schlosser holen müssen zum Öffnen. Die Offiziere haben herausgenommen, was sie brauchten; der Schlosser jagte hinterher, sie wären sehr ordentlich gewesen, sie hätten kein Stück mehr verlangt, als nötig war.

Dann wurden die Schränke wieder zugemacht; der Maire mußte noch ein paar gefundene Schmuckstücke mitnehmen; die Offiziere sagten, er solle diese für den Besitzer aufbewahren. —

In der Kommandantur sitzen tagsüber der Kommandant und die beiden Offiziere, außerdem Unteroffiziere und Soldaten. Wer mit der Kommandantur zu tun hat, muß in den großen Saal gehen. Jede Woche kommen alle Maires zweimal hin; da redet der Kommandant und gibt Befehle. Die Maires müssen viel schreiben; darüber kämpfen manche mehr als über den weiten Weg zur Kommandantur. —

Die Offiziere essen im „Cheval blanc“. Der Wirt und seine Frau sind sehr zufrieden; die Deutschen seien höflich und ließen auch Geld da.

Ich habe zu dem Unteroffizier Charles gesagt: „Wenn Wirte Geld verdienen, klagen sie nicht, die Gäste können sein, wer sie wollen.“

Der Unteroffizier Charles hat gelacht und gesagt, er wisse nicht, was für Wirte ich kennen gelernt hätte. Im übrigen gäbe es in Fontaine aber auch noch andere Leute, die nicht über die Deutschen klagen. Es heiße, die Soldaten seien recht ordentlich; es hätte viel schlimmer kommen können.

Manche von den Bodess sollen Französisch können; der Unteroffizier Charles sagt sogar, er habe schon einige von ihnen mit Mädchen aus Fontaine plaudern und lachen sehen.

Besonders ist allen Leuten aufgefallen, daß so viel Soldaten Sonntags in den Gottesdienst in der Dorfkirche kommen; der Pfarrer soll geäußert haben, man könne sagen, was man wolle, in die Kirche gingen die Deutschen mehr als die Unrigen.

Weihnachten, sagt der Unteroffizier Charles, hätten die Deutschen ein großes Fest gehabt; in der Kirche seien zwei große Tannenbäume mit Dächern rechts und links vom Altar aufgestellt worden; das hätte so schön ausgesehen, daß der Pfarrer noch jetzt die Bäume habe stehen lassen; er hat den Kommandanten darum gebeten. Der Unteroffizier Charles war auch in der Kirche, um sich das anzusehen; er sagte, die Kirche sehe wirklich geschmückt aus durch die beiden Bäume. — Die Leute von Fontaine sollen aber doch auf die Deutschen schimpfen; sie sind wütend, weil sie ihren Wein haben abgeben müssen, oder weil sie ihn nicht trinken können, weil er verpestet ist. —

12. III. 18. Nun habe ich endlich die M. 12 000 englischer Papiere, die ich noch hatte, abstoßen können — sogar mit einem kleinen Gewinn! Ich bin froh und dankbar. Den ganzen Betrag will ich darum auch in Kriegsanleihe zeichnen.

16. III. 18. Ich bin doch wieder etwas zweifelhaft geworden, Kriegsanleihe habe ich doch jetzt schon recht viel, fast ein Viertel meines Vermögens. Immer wieder muß ich an die Mahnung meines Vaters denken: nicht allzuviel in einen Topf zu legen.

17. III. 18. Heute los ich in der Zeitung: ein Fachmann im Bergbau sucht rasch entschlossene Kapitalisten für Beteiligung an einem galizischen Kohlenunternehmen: 25 bis 30 % Dividende in sicherer Aussicht!

Wird es auch „sicher“ sein? ... Ich kann mir einmal den Prospekt kommen lassen. Das verpfl. ist ja zu nichts. ... Aber die Kriegsanleihe? ... Und soll ich wirklich wieder dem Teufel der „Spekulation“ den kleinen Finger reichen? Habe ich nicht schon oft genug erfahren, daß schließlich nichts dabei herauskommt als Sorge und Unruhe? Was ich in einem Fall gewonnen, habe ich in anderen wieder verloren. ... Freilich, man hofft immer wieder aufs neue.

19. III. 18. Ich habe mir nun doch einmal den Prospekt kommen lassen. Die Sache scheint in der Tat sehr aussichtsreich. 5 Anteile zu 2000 M. müßte ich zeichnen. Da kann ich ja immer noch 2000 M. in Kriegsanleihe anlegen. — Freilich, ob ich's riskieren soll? Ein Gutachten des Geologie-Professors B. ... in R. ... lie bei. Das ist doch eine Autorität in solchen Fragen. Ich will mich einmal persönlich bei ihm erkundigen.

22. III. 18. Wie oft habe ich jetzt schon die Sache hin und her überlegt. Hätte ich mich doch überhaupt nicht darauf eingelassen und gleich getan, was mir das Gewissen eigentlich geboten! Kann ich denn eigentlich zweifeln, was meine Pflicht ist? ... Wer ist es denn auch so schlechthin „Pflicht“? Ist es nicht auch Pflicht, meine Einnahmen zu erhöhen? Alles wird ja täglich teurer, und wer weiß, was der Krieg noch alles bringen wird!

23. III. 18. Die halbe Nacht habe ich nicht geschlafen. Diese leidige Geschichte! ... Heute früh ist die Antwort von Professor B. ... eingetroffen. Sie lautet ja etwas verlausuliert, aber doch recht hoffnungsvoll: er selbst habe sich auch mit einem ansehnlichen Betrag beteiligt. So werd' ich es doch ebenfalls wagen können. Wenn die Dividende so hoch ausfällt, so werde ich ja schon in einiger Zeit meine Anteile zum zwei- oder dreifachen Preis verkaufen können. ... Freilich, ich habe ein schlechtes Gewissen dabei. Me berebt habe ich doch schon anderen auseinandergelegt, daß es jetzt jedermanns Pflicht sei, alles verfügbare Geld in Kriegsanleihe anzulegen! Wie überzeugend habe ich das begründet!

Wie sagt doch Ovid? Video meliora strobquo, deteriora sequor.*)

24. III. 18. Heute habe ich die alte Geheimrätin B. im Schwefelhäuser besucht. Trotz ihrer 78 Jahre hängt sie noch am Leben. Ich bin aber fast erschrocken über ihr Aussehen; ich glaube, diesmal geht's wirklich mit ihr zu Ende. Nun hat sie die 25 Jahre seit dem Tode ihres Mannes gespart und gespart, sich und ihren Töchtern nichts gegönnt, ja sie wie ihre Dienstmädchen geplagt mit ihrer ewigen Krauselei und ihrem Mißtrauen und ihrer steten Sorge vor finanziellen Verlusten. Wahrhaftig ein armseliges Leben bei allem Reichtum!

Als ich aus ihrem Zimmer trat, begegnete mir auf dem Korridor ganz unverwartet der junge R. ... der mich so oft durch sein Krigenpiel entzückt hat. Fassunglos starre ich ihn an: er hat die linke Hand verloren! Vorbei seine Virtuosenlaufbahn! Und dazu ist er doch fast mittellos! Alles hat er seiner Künstlerlaufbahn geopfert! Glänzend hatte sie gerade begonnen!

Mein erster Impuls war, ihm etwas Tröstliches zu sagen. Aber das Gefühl hemmte mich, das würden ja nur leere Worte sein; in einem solchen Fall könne es gar keinen Trost geben.

Aber bald merkte ich im Gespräch, daß er meines Trostes gar nicht bedürfte. Wie hat der Krieg und die schwere Heimsuchung diesen jungen Menschen immerlich gereift und geklärt! Er hat sich entschlossen, Lehrer zu werden. Ohne alle Behleidiigkeit hat er dem Lorbeer des Künstlers entagt, mit voller Hingabe und freudiger Zuversicht sich dem neuen, schlichten Beruf zugewendet. Ich hoffe, ich weiß; er wird auch in diesem ein „Künstler“ werden.

Ich schreibe von ihm mit einem Gefühl — es mag felsam lauten; aber ich finde keinen anderen Ausdruck, als: „Verehrung“. Das ist wirklich ein Mensch, der nicht in erster Linie fragt: Wie wird mer's ergehen? Und werde ich morgen oder übers Jahr auch genug haben? Und werden mich keine Verluste treffen? Sondern der sich einfach fragt: Was ist meine Pflicht? — und danach handelt!

25. III. 18. In der Frühe kam eine telegraphische Anfrage des Ingenieurs B. wegen meiner Beteiligung an dem galizischen Kohlenunternehmen. Ich habe sogleich abtelegraphiert. Ich schäme mich jetzt, daß ich mich auf die Sache so weit eingelassen habe, da ich doch von Anfang an fühlte, was meine Pflicht war.

*) Ich erkenne das Bessere und billige es und folge — dem Schlechteren.

Büchertisch.

Waldemar Boufsels.

— Die Biene Maja und ihre Abenteuer. Ein Roman für Kinder. Verlag Schuster und Loescher, Berlin.

— Der Pfarrer von Norby. Eine dramatische Dichtung. Verlag Walter Schönbach, München.

Das Märchen von der Biene Maja ist das Werk eines wahrhaft gottbegnadeten Dichters, der mit unendlicher Liebe sich in die Wunder der Natur vertieft und die kleinsten der kleinsten Lebewesen dem menschlichen Versehen nahe bringt. Es ist wenig von der alten Tierfabel in dieser Dichtung zu verspüren, die den Tieren einfach menschliche Eigenschaften unterlegt und gewissermaßen Menschen in Tiermasken auftreten ließ. Hier hat eingezogene Naturbeobachtung die Möglichkeiten einer Tierpsychologie erschlossen, die sich eng an die Lebensbedingungen der verschiedenen Märchen schafft, in dem sich die ganze Welt spiegelt. Ein vor den Wundern der Natur beselig erzitterndes Dichterberz schauf in formvollendeter Sprachschönheit diese Dichtung, die jeden Kindersinn gefangen nehmen und jedem Erwachsenen ein Bedauern abnötigen wird, daß seiner eigenen Kindheit kein derartiges Buch beschieden war. Ein Dichter und Seher macht der Jugend ein köstliches Geschenk.

Der Pfarrer von Norby ist als ein Werk des gleichen Geistes unverkennbar. Reinheit, Hoheit und Tiefe der Gedanken machen auch dieses Werk groß, das uns einen Pfarrer im Ringen um die von allen Hemmnissen und Schranken gelöste Liebe zeigt.

Nur die Liebe findet keine Schranken, wie Licht zu Licht in ungehemmtem Lauf hinübereilt. Gedanke zu Gedanken.

Das heißt ihr Wort: sie höret nimmer auf.

Bur Aufführung wird sich diese dramatische Dichtung nicht eignen, denn es sind trotz mancher bühnenwirksamer und sehr dramatischer Geschehnisse zumal im zweiten Akte Längen darin enthalten, die nicht zu streichen sind, weil sie erst die Tiefe des Gedankens laut werden lassen und zu den größten Schönheiten des Buches gehören. Auch in diesem Werke ist die Sprache die eines ersten Dichters. Sie ist geschliffen und klar, schmiegsam und ausdrucksvoll, ohne Gewalttätigkeit.

Neue Dramen.

Lotte Brands Irrtum. Drei Akte von Hans Dankberg. Hugo Schmidt, Verlag, München.

Der Umweg zum Tod. Fünf kleine Dramen aus dem großen Krieg und eine Anzahl Gespräche um den Tisch, von Wolf Landner. Verlag J. G. Cotta'sche Buchhandlung, Stuttgart und Berlin.

Der arme Vetter. Drama von Ernst Barlach. Verlag Paul Cassirer, Berlin.

Weniger als je verlangt es uns nach dem neuen Drama, das seiner Zeit vollgültiger Ausdruck sei. Anläufe dazu, die sich mit kurzem Atem in den Irrnissen einer neuen Silberrbildung totlaufen oder den Wirrnissen einer neuen Problematik erliegen, führen uns wohl manchen Schritt weiter, lassen aber das Verlangen nach einem ernsthaften Schöpfer und Gestalter nur noch dringender erscheinen. Was uns heute an neuen Dramen vorliegt, sind Anläufe, wie die eben geschilderten. Es sind Kilometersteine auf einem Wege, den der Erwartete in kühnem Lauf bis zu Ende durchzuweisen müßte. Betrachten wir vorerst die Stappen derzeitiger Entwicklung.

Da ist Hans Dankberg mit einem Drama, das der Nerven-dramatik Abens die entscheidende Anlage verdankt und von hier dem Kampf zwischen Trieb und Hemmung weitere Geheimnisse abringen will. „Nur die kleinsten Leidenschaften haben Furcht zu überwinden“, heißt es an einer Stelle. Aber da Dankberg mit beherrschten Menschen vertritt und sich gemäß seiner dramatischen Einstellung nicht den geringsten Nervenreflex entgehen lassen will, so scheinen selbst seine großen Leidenschaften Abseits studiert zu haben, denn sie verschanden sich hinter geistreichen Sophismen, die meist sehr bildhaft und klug erdacht sind, aber zu gedrängt aufeinanderfolgen und den endlichen Durchbruch des Triebhaften zu trüb und unermittelt erscheinen lassen. (Ende des zweiten und dritten Aktes.) Sonst enthält dies Drama sehr viel Beachtenswertes. Man wird seinen Verfasser im Auge behalten müssen.

Wolf Landner geht einen mutigen Schritt weiter und sucht die Zeitereignisse selbst zu gestalten. Nicht in großer, einheitlicher Umfassung, die sich zu machtvoller Symbolik auszuweiten müßte, sondern in kleinen, springenden Szenen, die jäh Schlaglichter werfen, in Abgründe hineinleuchten und doch am Rande des Weltgeschehens entlang spüren. Die Art des Vorgehens gemahnt an Gobinau's Renaissance, nur daß dort aus Farbentupfen ein monumentales Freskogemälde erhebt. Hier bleibt es bei kleinen Skizzen, ob dennoch die springende Frische unter dem ersten Eindruck entstandener Zeichnungen haben. Das Titel-drama: Der Umweg zum Tod, ist das Ueberzeugendste dieser Art. Hier ist kein dem Dramatischen fremdes Element vorhanden. Das Blut des echten, unglücklichen Dramatikers bezeugen alle Einzelbeiträge des

Buches, und man darf auf ein Werk Landners gespannt sein, das von der dramatischen Szene zum geschlossenen Drama übergeht.

Neuen Inhalt und neue Form erstrebt Ernst Barlach in seinem Drama: Der arme Vetter. Barlach ist als expressionistischer Dichter eine eigenartige und höchst beachtenswerte Persönlichkeit, die mit knappten formalen Mitteln gesteigerte Ausdrucksmöglichkeiten sucht. Sein Drama überrascht vor allem im Gegensatz hierzu durch eine sehr breite Anlage, die es von vornherein zum Buch-drama stemmt. Manche Szenen sind allerdings voll knapper realistischer Geschehnisse, wie die in der Wirtsstube, andere verlieren sich in metaphysischen Erörterungen, denen nicht leicht zu folgen ist, wie überhaupt in diesem Werke der eigentliche Sinn hinter den Worten und Geschehnissen liegt. Denn das Drama kreist nicht um die Oberfläche der Dinge, sondern wird von den dunklen Strömen des Un- und Unterbewußten getragen, für die es uns noch am unzweideutigen Ausdruck mangelt. Damit hat Barlach weit ab von Maeterlinck einen Weg eingeschlagen, der im Sande verlaufen, aber auch zu noch unentdeckten seelischen Provingen führen kann.

*

— Die Weltbühne, der Schaubühne XIV. Jahr, Wochenschrift für Politik, Kunst, Wirtschaft, herausgegeben von Siegfried Jacobsohn, enthält in der Nummer 40: Brief an den Herausgeber, von Freiherrn von Nitzthofen. Robert Friedberg, von Johannes Frischart. Graf Reventlow, von L. Perleus. Bruder Warm, von Moritz Heimann. Vom Himmel durch die Welt zur Hölle, von S. J. Die Koralle, von Alfred Volgar. Der eiserne Heiland, von Oscar Wie. Bei Stadtzauberers, von Kurt Tucholsky. Stimmung, von Alphonse Goldschmidt. Tanzverbot, von Theobald Tiger. Antworten.

— „Armes Flandern“ von Dr. D. A. Strauß, S. J. Aus dem Flämischen überfetzt von G. Lebeck. Preis broschiert 1.20 M. Verlag von Georg Stilke, Hofbuchhändler, Berlin NW 7.

Siegener Hausfrauen-Verein.

Kochanweisungen.

Tomatenpuffer. Koch reife Tomaten werden geschnitten, im eigenen Saft gelocht und durchgeschlagen. Das Mus vermischt man mit Kartoffeln und Mehl oder Grieß — auf 1 Pfund Tomaten 100 Gramm roh geriebene Kartoffeln und 50 Gramm Mehl oder Grieß — gibt einen in eine halbe Tasse Wasser gelösten Weizenmehl, gest. Pfeffer, 2-3 Teelöffel Ei-Eisigpulver und soviel Semmelbrösel dazu, daß ein dickflüssiger Teig entsteht. Salz ist gewöhnlich nicht mehr nötig. Davon bäckt man Puffer, die zu Kartoffelsalat oder übriggebliebenem Gemüse sehr gut schmecken.

Dreifrucht-Brotaufricht. Man verwendet gleiche Teile Äpfel, Kürbis und Tomaten. Die Äpfel werden geviertelt, weich gelocht und durch ein feines Sieb getrieben. Der Kürbis ebenfalls mit wenig Wasser gelocht und durchgetrieben, die Tomaten im eigenen Saft gelocht und durchgeschlagen. Dann mischt man die 3 Fruchtmassen und sterilisiert sie entweder ohne Zucker 30 Minuten oder kocht sie mit Zucker noch etwas ein und hebt die Marmelade in kleinen Steintöpfchen auf. Hat man sie ohne Zucker aufbewahrt, dann kann man sie vor Gebrauch mit Amalhonig auflocken oder mit Saccharin süßen. Statt Äpfel kann Hagbuttenmus verwendet werden.

Sechslöffeltorte. 6 Löffel Grieß oder 2 mal gemahlene Gerstengraupen, 6 Löffel Mehl, 6 Löffel Zucker, 6 Löffel Milch, 1 Backpulver, werden gut gemischt und in 2 Portionen auf offenem Feuer in der Pfanne wie ein Pfannkuchen gebacken. Jede Platte mit Marmelade bestreichen und aufeinander gelegt.

*

Um eingelegte Gurken haltbarer zu machen, empfiehlt es sich, sie zunächst in eine Brühe zu legen, die aus je 1 Schoppen Wasser, 2 Schoppen Essig und 1 Handvoll Salz besteht. Später legt man nach Bedarf einen Teil der Gurken ungefähr 8 Tage vor Gebrauch in schwach gesalzenes Wasser, um ihnen die Schärfe zu nehmen.

Silberrätsel.

Aus nachstehenden 15-Silben
b n e e n g a n a n e n i o r a r i t r o s p a t o t r i u m
sind 5 dreisilbige Hauptwörter zu bilden von folgender Bedeutung: 1. moderner Sprengstoff. 2. Stadt und Fluß in Rußland, 3. europäisches Königreich, 4. Muse, 5. Metall. Sind die richtigen Wörter gefunden, so benennen die Anfangs- und Endbuchstaben im Zusammenhang einen Zeitabschnitt.
(Auflösung in nächster Nummer.)

Auflösung des Geographischen Schieberätsels in voriger Nummer:

Bloemfontein
Leonberg
Bern
Greifswald
Vionville
Lausanne